

Orden auf die Dauer ablösen können: Einwanderer, Arbeitslosigkeit, Drogenprobleme u. a. In den Beratungen der Bischofskonferenz wurden die Orden diskutiert unter dem Stichwort einer „evangelischen Radikalität als Kraft der Freiheit für Menschen, die nach Sinn suchen“. Die Bischöfe verabschiedeten ein Dokument „Ordensmänner und Ordensfrauen in der missionierenden Kirche“.

Papstbesuch im September 1986

Zu den weiteren Beratungsthemen gehörte auch die Sakramentenpastoral im Zusammenhang mit der fälligen Anpassung der partikularrechtlichen Normen an das neue Kirchenrecht. Als Firmalter wurde der Zeitraum vom zwölften bis achtzehnten Lebensjahr festgelegt. Die Generalabsolution

beim Bußsakrament soll nach dem Willen der Bischöfe auf besondere Situationen wie Todesgefahr oder andere schwerwiegende Notlagen beschränkt sein. Aus Zeitgründen – wie es hieß – kam es in der Frage der Laienpredigt zu keiner Entscheidung. Zu einer früheren Entscheidung der Bischofskonferenz waren in dieser Frage von Rom Präzisierungen verlangt worden.

Das kommende Jahr wird für die französische Kirche in verschiedener Hinsicht von Bedeutung sein. Die Präsenz der Kirche in der französischen Gesellschaft spielte bei den Beratungen in Lourdes eine Rolle. Diese Präsenz wird auf eine Probe gestellt werden im Vorfeld der Parlamentsneuwahlen am 16. März. In der Vergangenheit hat sich die Kirche mehrfach zu umstrittenen (sozial-)politischen Fragen zu Wort gemeldet (Rassismus, Rüstungs-

politik, Einwanderung, Armut u. a.). Es wurde angeregt, die Bischöfe sollten ihren 1972 gefaßten Beschluß „Für eine christliche Praxis der Politik“ überarbeiten. Diese Erklärung sei in einer von der heutigen sehr verschiedenen gesellschaftlichen Situation abgefaßt worden. – Im übrigen hat sich für das kommende Jahr wieder Johannes Paul II. angesagt. Nach seinen Besuchen 1980 und 1983 wird er im September 1986 zum dritten Mal das Land bereisen. Als Stationen werden bisher genannt: Ars (200. Geburtstag des Pfarrers von Ars), Lyon, Annecy, evtl. Paray-le-Monial. Nach Angaben des Erzbischofs von Lyon, Kardinal *Albert Decourtray*, soll ein ganzer Tag für eine spirituelle *Recollectio* reserviert sein, zu der alle Seminaristen Frankreichs und evtl. anderer französischsprachiger Länder eingeladen werden (*La Croix* 30. 10. 85). *K. N.*

Afrikanische Impressionen

Ein Reise-Resümee

Im August/September dieses Jahres, kurz nach dem zweiten Papstbesuch und dem Eucharistischen Weltkongreß in Nairobi, hatte der Hauptschriftleiter dieser Zeitschrift Gelegenheit zu einer längeren Afrikareise. Sie führte nach Kenia und Zaire und zum Schluß noch zu einem knapp einwöchigen Aufenthalt in Abidjan (Elfenbeinküste). Solche Reisen vermitteln keine sehr übersichtlichen und schon gar nicht vollständigen Bilder, sondern bruchstückhafte Eindrücke über einzelne Länder und Teile ihres Lebens, in diesem Fall in erster Linie des kirchlichen. Der diese Eindrücke und das Nachdenken über sie zusammenfassende Bericht wird ergänzt durch Interviews mit zwei afrikanischen Kardinälen, dem Erzbischof von Abidjan, Bernard Yago, und dem Erzbischof von Kinshasa, Joseph Malula.

Die Wahl der Länder war zufällig, bedingt durch den hauptsächlichlichen Zweck der Reise, Kontakte zu knüpfen zu übernationalen (regionalen) kirchlichen Organisationen und Einrichtungen: In Kenias Hauptstadt Nairobi befindet sich das Generalsekretariat der regionalen Bischofskonferenz für Ostafrika (AMECEA – Association of Member Episcopal Conferences in Eastern Africa), in der die Episkopate von 7 ostafrikanischen Ländern (Äthiopien, Sudan, Kenia, Malawi, Uganda, Tansania, Sambia) zusammengeschlossen sind. (Die Seychellen sind mit ihrem einzigen Bistum assoziiert.)

Die AMECEA ist zwar nur eine von 9 regionalen Zusammenschlüssen afrikanischer Bischofskonferenzen, aber es handelt sich – gegründet 1961 – um den ältesten und zugleich aktivsten und am besten organisierten Zusammenschluß. In Eldoret (etwa 300 km nordöstlich von Nairobi) in der Nähe des Viktoriasees ist seit 1975 das ursprünglich 1967 in Gaba (in der Nähe von Kampala, Uganda) errichtete AMECEA-Pastoralinstitut angesiedelt. Es ist bis heute das (neben dem Lumko-Institut für das südliche Afrika, jetzt Johannesburg) von der Qualität seiner theologisch-kirchlichen Fortbildungsarbeit her gesehen wichtigste Fortbildungsinstitut (für Geistliche, Ordensleute und Laien) in Afrika.

Ebenfalls in Nairobi befindet sich die *Allafrikanische Kirchenkonferenz* (AACC), als gesamtafrikanische Arbeitsgemeinschaft der meisten nichtkatholischen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften die wichtigste ökumenische Einrichtung Afrikas. Der Erzbischof von Kinshasa, Kardinal *Joseph Malula*, ist gegenwärtig Vorsitzender des Gesamtafrikanischen Bischofssymposiums SECAM (Generalsekretariat in Accra, Ghana). Das wichtige theologische Komitee von SECAM befindet sich ebenfalls in Kinshasa, das erst noch in den Anfängen steckende Medienkomitee (SEPACS) in Nairobi.

Überdies sind in den drei besuchten Ländern drei der insgesamt vier (regionalen) katholischen theologischen Fa-

kultäten Afrikas mit Promotions- bzw. Graduationsrecht untergebracht: die Theologische Fakultät von Kinshasa, das katholische Hochschulinstitut für Ostafrika (CHIEA), ebenfalls eine AMECEA-Gründung in Nairobi (erst 1984 eröffnet und vom Papst während seines Besuches im August dieses Jahres eingeweiht) und in Abidjan (Elfenbeinküste) das Institut Catholique de l'Afrique de l'Ouest (ICAO); die vierte für das englischsprachige Westafrika befindet sich in Port Harcourt (Nigeria). In Kinshasa hat zudem die einzige afrikanische katholische Nachrichtenagentur (DIA) ihren Sitz – trotz karger Möglichkeiten die bislang wichtigste Informationsquelle über aktuelle kirchliche Vorgänge im Schwarzen Kontinent. In den drei Ländern befinden sich also die für die europäische kirchliche Presse natürlichsten und wichtigsten Ansprechpartner.

Drei Länder, dreimal Afrika

Sieht man von diesem Aspekt ab, wäre es übertrieben zu behaupten, gerade diese Länder seien für Schwarzafrika in irgendeiner Weise repräsentativ. Sie fallen kirchlich oder politisch nicht aus dem Rahmen und gehören innerhalb Afrikas dennoch eher zu den Ausnahmen als zur Regel. Trotz ihrer nur relativen Verschiedenheit lassen sich an ihnen Grundprobleme Afrikas recht kontrastreich ablesen. Alle drei Länder sind *politisch relativ stabil*; dies läßt sich trotz der fragilen Herrschaft des *Mobutu Sésé Séko* (nach den Sezessionsbewegungen und den bürgerkriegsähnlichen Aufständen in der ersten Phase der Unabhängigkeit) gegenwärtig sogar von Zaire sagen. Kenia und die Elfenbeinküste sind für afrikanische Verhältnisse nicht nur politisch ungewöhnlich stabile Länder. Sie gehören auch zu den wirtschaftlich am meisten fortgeschrittenen Staaten Afrikas mit einem relativ hohen Bruttosozialprodukt pro Kopf: Elfenbeinküste (710 US-Dollar), Kenia (340); zum Vergleich: Zaire (170) (nach dem Weltentwicklungsbericht 1985; Zahlen von 1983).

Zwar sind, wie die meisten Länder Afrikas, auch Kenia und die Elfenbeinküste autoritär geführte Einparteiensstaaten und verdanken ihre Stabilität starken Gründungspräsidenten: Kenia dem legendären, 1978 86jährig verstorbenen *Jomo Kenyatta* (seither dessen Nachfolger *Daniel Arap Moi*); die Elfenbeinküste dem 80jährigen, im Oktober 1985 für weitere fünf Jahre wiedergewählten *Félix Houphouët-Boigny*, einst Abgeordneter seines Landes in der französischen Nationalversammlung und Minister in mehreren Kabinetten der zu Ende gehenden vierten Republik und seit der Unabhängigkeit 1960 zunächst Minister-, dann Staatspräsident und Chef des Parti démocratique de la Côte d'Ivoire (PDCI).

Beide Staaten sind, obwohl formell den Neutralen zuzurechnen, entschieden westlich und europafreundlich orientiert und stehen jeweils unter starkem Einfluß der ehemaligen Kolonialmächte Großbritannien bzw. Frankreich, geben sich wirtschaftsliberal und sind dadurch Anziehungspunkt internationaler Unternehmen und Organi-

sationen, wobei der Einfluß der USA selbst in der so sehr französisch geprägten Elfenbeinküste steigt.

Die Hauptstädte beider Länder (Nairobi mit etwa 800 000, Abidjan mit ca. 1,2 Millionen Einwohnern) sind internationale, von westlichem Kapital geprägte Metropolen, wobei die enormen sozialen Gegensätze trotz einer sich langsam bildenden, aber noch sehr schmalen Mittelschicht, in Abidjan noch stark von Europäern durchsetzt, in Kenia vor allem von Asiaten (Indern, speziell Goanesen) bestimmt, auf den ersten Blick in die Augen springen: Die Slums an der Peripherie von Nairobi (besonders das 120 000–150 000 Einwohner zählende Mathari Valley) zählen zu den trostlosesten der Welt. Demgegenüber fällt die absolute Armut im zairischen Kinshasa (ca. 3 Millionen Einwohner) unmittelbar weniger auf (stärker im „intérieur“, in den Provinzen des weiten Landes). Und es gibt tatsächlich Zairer und Europäer, die fest behaupten, es gebe bei ihnen (wenigstens in Kinshasa) überhaupt keine Slums. Was aber nicht mit geringerer materieller und kultureller Not (im Gegenteil: gut 60% der Zairer leben am oder unter dem Existenzminimum), sondern mit der festeren Bauweise in den dortigen „Cités“ (Zementbauten, wenig Holz- und Blechhütten) zu tun hat.

Im übrigen gehört das ehemalige Belgisch-Kongo trotz seines enormen Reichtums an Bodenschätzen zu den wirtschaftlich am wenigsten entwickelten Ländern Afrikas (mit deutlich rückläufigem Bruttosozialprodukt und mit sehr hoher Staatsverschuldung; die Staatsfinanzen stehen seit 1981 praktisch unter Kuratel des Internationalen Währungsfonds). Die Bevölkerung ist insgesamt arm, eine Mittelschicht gibt es praktisch selbst in den Provinzstädten nicht und in der Hauptstadt noch kaum: nur ein schmaler Korridor von rücksichtslosen Aufsteigern und solchen, die es ihnen (in Unternehmen und im Staatsdienst) in unteren Rängen nachmachen. Dem weiten Land fehlt es noch an wirtschaftlicher und sozialer Infrastruktur und auch an ausgebauten Verkehrswegen. Die Entwicklung der Landwirtschaft wird immer noch sträflich vernachlässigt zugunsten des praktisch unter fremder Regie befindlichen Kupferabbaus in dem stets durch die Nachbarn im Süden und von politischen Unruhen gefährdeten Shaba. Die (ehemals katangische) Kupfergesellschaft Gécamines ist die Wirtschaftsmacht des Landes, das Land versinkt in einem Morast von Korruption. An Gemeinwesenarbeit scheint nicht viel mehr zu funktionieren als die Geheimpolizei und die bis in die Kleidung der Bevölkerung (der chinesischen Tracht nachempfundenen Abacos) vom Staatspräsidenten und seinem MPR (Mouvement Populaire de la Révolution) gesetzten Symbole.

Der nach außen hin gezeigten Stärke entspricht die innere Schwäche. Es ist so, und man kann auf Anhieb Zairer finden, die zugeben, daß das Land von Belgien heute abhängiger ist als zur Kolonialzeit. Dazu kommt die kaum geringere von den USA. Das einzige, was Zaire unter dem seit 1967 regierenden (inzwischen auf Lebenszeit „gewählten“) General Mobutu an sichtbaren Erfolgen errungen hat, ist die *Wahrung der nationalen Einheit*. Dies ist

angesichts der geographischen Größe des Landes, der fehlenden Infrastruktur, der komplizierten Stammesvielfalt nicht wenig. Dies ist es wohl auch, was die Bischöfe von Zaire in einem Hirtenbrief zu 25 Jahren Unabhängigkeit des Landes veranlaßte, bombastisch vom „kolossalen“ und „wunderbaren“ Werk des jungen Staates zu sprechen, bevor sie in dezenter Form von der grassierenden Korruption (deren erste Beförderer der Staatspräsident und sein Regime selbst sind), von der katastrophalen Beschäftigungslage, vom Niedergang des Bildungsniveaus (der Anteil der Analphabeten ist seit der Unabhängigkeit wieder im Steigen) und vom „Schwund des Sinnes für das Gemeinwohl“ sprachen (Hirtenbrief vom 6. Juli 1985).

Wer von Kinshasa kommend in Port Bouet bei Abidjan landet, glaubt sich einer der amerikanischen oder kanadischen Metropolen mit ihrer Wolkenkratzer-Skyline zu nähern, würde er in den Niederungen der Stadt dann nicht doch immer wieder auch auf Elendsquartiere stoßen, wenn es auch viel weniger sind als in und um Nairobi und ganz anders als in Zaire und stärker als in Kenia mit der wirtschaftlichen Entwicklung auch die soziale (sozialer Wohnungsbau, Gesundheits- und Sozialversicherung) Schritt zu halten beginnt. Wer von Nairobi kommend mit dem bunten euroafrikanischen und afroasiatischen Völkergemisch im Kopf in Ndjili landet und sich Kinshasa nähert, hat das Empfinden, erst jetzt in Afrika, dort allerdings tief drinnen, zu sein.

Institutionelle Präsenz nicht gleich Lebendigkeit

Sehr viel anders, aber nicht weniger kontrastreich sehen die drei Länder als religiös-kirchliche Landschaft aus. Dabei scheint, dies mag Zufall sein, die religiöse Lebendigkeit gelegentlich in einem umgekehrten Verhältnis zur wirtschaftlichen Entwicklung zu stehen; jedenfalls wenn man Zaire mit der zur afrikanischen Schweiz avancierten Elfenbeinküste vergleicht. Am buntesten ist das religiös-kirchliche Leben in Kenia, besonders auffallend bunt in Nairobi. Die ehemalige britische Kronkolonie zählt der Religionsstatistik nach zu den am meisten christianisierten Ländern Afrikas: knapp 70% der ca. 19 Millionen Einwohner gehören zu einem der vielen christlichen Bekenntnisse. Die Katholiken sind (gefolgt von den Anglikanern) mit ca. 23% der Bevölkerung davon die weitaus größte Gruppe. 6 bis 7% sind Moslems (der sehr dünn besiedelte Osten und vor allem der ins Wüstengebiet übergehende Nordosten ist fast zur Gänze muslimisch); der Einfluß des Islam ist aber auch schon im Stadtgebiet von Nairobi durch mehrere, teils prachtvoll mit Geldern arabischer Staaten (z. B. der Saudis) erbauten Moscheen sichtbar. Und selbst in den Slums am Rande von Nairobi stößt man schneller auf Zeichen islamischer Präsenz als auf die der christlichen Kirchen.

Auf das öffentliche Leben Kenias haben vor allem die Ismaelis Aga Khans (Presse, Schulen, Sozialeinrichtungen) beträchtlichen Einfluß. Nicht zu übersehen sind auch ver-

schiedene Minderheitsreligionen: Hindus, Sikhs, Jains, Juden, Bahais und Parsen.

Gewichtiger als diese und die verbleibenden Anhänger traditioneller afrikanischer (animistischer) Kulte sind aber die Anhänger der zahlreichen unabhängigen christlichen, teils halbchristlichen, stark am alttestamentlichen Gottes- und Heilsverständnis orientierten *unabhängigen afrikanischen Kirchen und Sekten*. Ihre Anhängerschaft wird mit über 2 Millionen angegeben. Das kenianische Jahrbuch der Kirchen (letzte Ausgabe von 1973) zählt insgesamt ca. 400 religiöse Gemeinschaften auf. Die allermeisten „Unabhängigen“ sind aus protestantischen Gemeinschaften hervorgegangen. Die sog. Legio Maria, die Gründung eines ehemaligen Aktivisten der Legio Mariä, ist die einzige in ganz Kenia bekannte unabhängige Kirche, die dem Katholizismus entstammt.

Die meisten von ihnen sind afrikanische Erweckungsbewegungen, die sich im Zuge des politischen Unabhängigkeitsprozesses von ihren „Mutter“-Kirchen gelöst und einen eigenen afrikanischen Weg gesucht haben.

Doch ist dies kein besonderes kenianisches Phänomen, man stößt darauf mehr oder weniger in ganz Afrika, wobei sich neben den unabhängigen Kirchen Sekten jeglicher (asiatischer, europäischer, auch amerikanischer) Provenienz bemerkbar machen. Nicht immer ist leicht zu unterscheiden, was daran authentisch afrikanisch und was auch bei ihnen religiöser Import ist.

Eine Besonderheit Kenias ist allerdings die massive *Konzentration kirchlicher Einrichtungen speziell in Nairobi*. Sie fällt auf durch die Vielfalt von Konfessionen von den Baptisten und verschiedenen Pfingstlergruppen bis zu den orthodoxen Kirchen des Nahen Ostens (sogar die orthodoxen Zyprioten des Erzbischofs Makarios hatten in Nairobi eine eigene, heute nicht mehr „arbeitende“ Kirche; Kenyatta ließ sie für Makarios zur Zeit der Zusammenarbeit der beiden in der Organisation Unabhängiger Staaten bauen).

Eine nicht vergleichbare, aber parallele Vielfalt gibt es auch noch einmal *katholisch*. Fast jeder Orden oder jede in Kenia tätige Missionsgesellschaft hat dort eine Hochschule, eine Missionsprokur oder mindestens ein Gästehaus. Fast an jeder Straßenecke stößt man auf etwas Kirchliches oder Katholisches. Das fördert eine keineswegs immer gesunde Konzentration geistlicher Kräfte in der Metropole. Gleich bei mehreren kirchlichen Gesprächspartnern fiel das Wort von der „geistlichen Landflucht“: Die starke institutionelle Präsenz der Kirche und der kirchlichen Gemeinschaften, die in vielen afrikanischen Hauptstädten eindrucksvoll ist, wird gerade in Nairobi für das fremde Auge fast erdrückend sichtbar.

Diese Konzentration auch von religiösen Kräften (bedingt nicht zuletzt durch das relativ freiheitliche Klima des Landes, das nicht nur Konzerne, sondern auch Orden und geistliche Institutionen verschiedenster Art anzieht) führt aber keineswegs auch schon zu verstärkter Zusammenarbeit. Auf dem Areal des CHIEA stehen in einem Umkreis von wenigen Hektar *nicht weniger als vier Prie-*

sterausbildungsstätten: das CHIEA selbst, das bisherige nationale Priesterseminar für Kenia (ein weiteres ist im Entstehen), das Teilseminar (Philosophie) der (italienischen) Consolata-Missionare und ein Seminar der Apostels of Jesus (einer von den Comboni-Missionaren herkommenden, afrikanischen Priesterengemeinschaft). Als es zur Gründung des CHIEA kam, gelang es aber nicht einmal, eine gemeinsame bzw. eine wenigstens vom danebenstehenden Nationalseminar mitbenutzbare Bibliothek zu schaffen, obwohl der Erzbischof von Nairobi zugleich Großkanzler der neuerrichteten Fakultät ist.

Überdies haben die Jesuiten fast zur gleichen Zeit, in der das CHIEA gegründet wurde, ihr theologisches Scholastikat von Kinshasa nach Nairobi verlegt, ohne daß es bisher zu einer engeren Zusammenarbeit mit dem CHIEA gekommen wäre. Schon spricht man in Nairobi nicht nur von „Klein Genf“ (die Allafrikanische Kirchenkonferenz führt eher ein bescheidenes, von chronischen Geldnöten begleitetes Dasein und hat es schwer, in der „ökumenischen“ Vielfalt Afrikas eine wirklich in die kirchlichen Gemeinschaften hineinreichende Rolle zu spielen), sondern vom „afrikanischen Vatikan“, womit keineswegs das auch nicht ganz bescheidene Nationalsekretariat der Kenianischen Bischofskonferenz und auch nicht nur die Einrichtungen von AMECEA, sondern das als Gesamtheit schwierig zu bezeichnende Ensemble katholischer Einrichtungen alten (kolonialen) und neuen (nur teilweise afrikanischen) Stils gemeint ist.

Institutionelle Stärke führt jedoch auch in einem afrikanischen Land nicht von selbst zu größerer Lebendigkeit. Die Kirche des Landes gilt weder als besonders geistlich noch als besonders sozial noch als übermäßig pastoral aufgeschlossen.

Im Gegenteil! Man ist auf afrikanische Weise römisch auch als einheitlich einheimisch gewordener Episkopat; man vertritt die kirchlichen Interessen solide (bei relativ problemlosen Staat-Kirche-Beziehungen: der Staat läßt den Religionsgemeinschaften in allen Gesellschaftsbereichen einschließlich der Medien Raum, versucht sie aber auch für seine Zwecke zu vereinnahmen), verfügt über beträchtliche finanzielle und organisatorische Mittel, über eine für die Kirche wichtige und die Gesellschaft hilfreiche Präsenz in den Bildungs- und Sozialeinrichtungen. Aber es fehlt noch weitgehend an einer mutigen Pastoral und vielfach auch beim Episkopat an einem ausreichend sensiblen sozialen Gewissen.

Im sozialen Wohnungsbau, in Kenia besonders vernachlässigt, hat sich der Episkopat, obwohl die Kirche über einigen Grund und Boden verfügt, nicht einmal dazu durchgerungen, Zeichen zu setzen. Die Seelsorge und soziale Präsenz in den großen Elendsquartieren scheint noch nicht bis an die Grenzen des Möglichen ausgereizt. Daß der Kreuzweg in Mathari Valley während des Eucharistischen Weltkongresses praktisch als Sonderveranstaltung einer benachbarten Pfarrei und einiger engagierter Sondergruppen und ohne nennenswerte episkopale Beteiligung stattfand, dürfte, so wurde von Gesprächspartnern

jedenfalls mehrmals versichert, nicht untypisch für das Verhalten der kenianischen Kirche bzw. größerer Teile von ihr gewesen sein. Die Kirchenführung verhält sich „bürgerlich“ inmitten einer Gesellschaft voller Umbrüche und sozialer Spannungen, dabei von sozialen Skrupeln gelegentlich geplagt, aber mehr auf Ordnung und auch auf Prestige denn auf Aufbruch bedacht.

Obwohl die Kirche Kenias über mehr materielle Möglichkeiten verfügt als die Kirche in den anderen AMECEA-Ländern und etwa im Gegensatz zu dem vom Bürgerkrieg heimgesuchten Uganda ungestörter wirken kann, ist das kirchliche Leben in den ostafrikanischen Nachbarländern freier, pastoral beweglicher und auch fruchtbarer. Auch die Nachwuchssituation beim Klerus ist in fast allen ostafrikanischen Ländern besser als in Kenia. Das Verhältnis der in Kenia anwesenden überregionalen Einrichtungen zum kenianischen Episkopat ist gerade in pastoralen Fragen nicht immer spannungsfrei. Am Gaba-Institut z. B. war zu hören: Wenn ein Vorschlag oder eine Initiative in Kenia „durchgehe“, gebe es auch in keinem anderen ostafrikanischen Lande mehr Schwierigkeiten. Man führt das wenig aufbruchbestimmte kirchliche Klima auf die Missionierung vorwiegend durch irische und italienische Missionsgesellschaften zurück. Diese Sonderprägung wirkt noch fort.

Kontrastreiche Vitalität

Im Verhältnis zum frühkapitalistisch anmutenden Kenia mit seiner behäbig bis ängstlich mehr auf Sicherheit als auf Erneuerung setzenden Kirche erlebt man die *Kirche Zaires* wenigstens im Selbstverständnis der dortigen Gesprächspartner, aber auch bei ein wenig Beobachtung von Gemeindeleben geradezu als Kontrast. So hoffnungslos manches klingt, wenn man dort über die wirtschaftliche Situation und die Zukunftserwartungen besonders mit jungen Leuten spricht, so sehr im Aufbruch scheint die dortige Kirche zu sein (oder mindestens sich zu fühlen). Grundlage des Aufbruchs ist neben der eigenen Stärke und einer entsprechenden Wirksamkeit im Volk die Ekklesiologie des Konzils, konsequent umgesetzt in afrikanische (zairische) Wirklichkeit. Ein eigener (von Rom nie formell approbierter) zairischer Ritus (in der Anfangsphase mit zu viel folkloristischen Elementen überladen, inzwischen aber etwas vereinfacht und von der katholischen Bevölkerung trotz einer Dauer von etwa 3 Stunden mitgetragen), die Einrichtung eigener Laienämter (Bakambi-Laien als Gemeindeleiter) und die nicht überall gleich konsequente Förderung der doch die Kirche des Landes als ganze mitprägenden „kleinen Gemeinschaften“ sind nur vorzeigbare Merkmale einer *eigenständigen Vitalität*, die sich bei den meisten afrikanischen Gesprächspartnern in Zaire auch in einem entsprechenden Selbstbewußtsein niederschlägt.

Zaire hat nach Burundi und Ruanda (die Episkopate dieser drei Länder bilden zusammen die zentralafrikanische regionale Bischofskonferenz) mit ca. 43 Prozent den

höchsten Katholikenanteil in einem afrikanischen Land (neben ca. 20 Prozent Protestanten, ca. 2 Prozent Kimbanguisten [= Mitgliedern der größten, aus dem Protestantismus hervorgegangenen unabhängigen Kirche in Zaire mit eigener Fakultät in Kinshasa und mit beträchtlichem Einfluß im schulischen Bereich], ca. 1 Prozent Muslimen und etwa 30 Prozent Anhängern afrikanischer Naturreligionen).

Es ist zwar falsch, wenn gelegentlich der Eindruck vermittelt wird, die überwiegend belgischen, zum größeren Teil flämischen Missionare hätten den ehemaligen Belgisch-Kongo so gründlich missioniert, daß Zaire heute beinahe ein katholisches Land sei. Aber die katholische Kirche ist nicht nur wichtigste soziale Kraft in einem politisch und wirtschaftlich mehr als maroden Land, sie strahlt auch *religiöse Vitalität* aus.

Dabei sind nicht die statistischen Daten das wichtigste (hohe Katholikenzahl, hohe Zuwachsraten, relativ günstige Nachwuchssituation beim Klerus), sondern das Beschreiten eines entschiedenen eigenständigen Weges bei der Organisation der Seelsorge und der Versuch, kirchliche Formen zu schaffen, in denen Afrikaner sich in ihrem Lebensgefühl wiedererkennen können. Nicht nur der zairische Ritus ist als eine neben mehreren Gottesdienstformen vom katholischen Volk angenommen, auch die kleinen Gemeinschaften sind in fast allen Diözesen, wenn auch unterschiedlich von Pfarrei zu Pfarrei, von Diözese zu Diözese zu einer selbstverständlichen Einrichtung geworden. Dabei waren auch sie eigentlich kein Spontanprodukt, sondern aus einer Not heraus geboren (vgl. ds. Heft, S. 564).

Als während des großen Konfliktes mit dem Mobutu-Regime (1972–75) die kirchlichen Verbände aufgelöst und fast jede kirchliche Organisationsform untersagt wurde, mußte man sich auf den kirchlichen Raum, auf die Pfarrei und dort auf Gebets- und religiöse Gesprächsgruppen konzentrieren; das gab den kleinen Gemeinschaften Auftrieb. Auch die Kirche Zaires ist eine diözesan wie überdiözesan kräftig institutionalisierte Kirche, aber man hat den Eindruck, sie sei ein natürlicher Ausdruck zairischen Lebens, Volkskirche im eigentlichen Wortsinn, dabei wenigstens in Ansätzen bemüht, die eigene Situation auch theologisch zu reflektieren. Die *Theologische Fakultät von Kinshasa* ist (früher als Teil der 1972 von Mobutu verstaatlichten Universität Lovanium, damals das getreue Nachbild von Löwen) immer noch trotz äußerst beengter Verhältnisse und geringer Sachmittel die bedeutendste katholische-theologische Lehranstalt in Afrika, an der sich auch andere orientieren. Sie bringt mit mehreren Zeitschriften (*Revue africaine de Théologie*, *Téléma*, *Select*) auch die meisten Anregungen in die Diskussion, ist mit verschiedenen westafrikanischen Theologen vor allem aus Kamerun und Benin an der Entwicklung einer eigenständigen afrikanischen Theologie beteiligt und bemüht sich, die intellektuellen Grundlagen für eine Inkulturation des Christentums in Afrika zu schaffen. Zairische Theologen sind zusammen mit einigen Bischöfen innerhalb des

SECAM auch treibende Kraft bei der Befürwortung eines afrikanischen Konzils (vgl. ds. Heft, S. 567).

Noch wenig christianisiert und schon nachchristlich

Wieder ganz anders ist die *Situation an der Elfenbeinküste*. Das Christentum ist dort zahlenmäßig zwar noch stärker katholisch. Die nichtkatholischen Christen machen nicht mehr als 2 bis 3 Prozent aus. Aber die Katholiken sind wie in den meisten französischsprachigen westafrikanischen Ländern (Kamerun mit ca. 20 Prozent hat von ihnen den höchsten Katholikenanteil) eine zwar bedeutende, aber doch kleine Minderheit (etwa 12 Prozent der Gesamtbevölkerung). Der Anteil in Abidjan liegt allerdings mit etwa 23 Prozent wesentlich höher. Doch weist die Elfenbeinküste auch sonst Besonderheiten auf. Sie hat vor allem im Landesinnern (Norden) einen beträchtlichen Anteil muslimischer Gläubigen (nach den neuesten Statistiken von Missio ca. 23 Prozent der Gesamtbevölkerung). Aber über die Hälfte der Bewohner des Landes sind noch Anhänger traditioneller afrikanischer Religionen. Die Elfenbeinküste gehört somit zu den am wenigsten christianisierten Ländern Schwarzafrikas (wenn wir vom islamischen Gürtel südlich der Sahara absehen). Und es ist zugleich eines der säkularisiersten Länder des Kontinents, eine Folge starker westlicher, vor allem französischer Einflüsse. Man kann nicht sagen, das Land sei typisch dafür, aber wir haben es einerseits mit säkularisierten Europäern und ebensolchen afrikanischen Christen zu tun und zugleich mit einem Übergang von den traditionellen Religionen Afrikas zu einer säkularen, religiös gleichgültigen oder abweisenden Weltanschauung. Unter Studenten läßt sich dies gut beobachten.

Überformt werden diese verschiedenen Übergänge profaner Zukunftshoffnungen einerseits mit traditionellem religiösem Brauchtum (der wie überall in Afrika nachwirkenden Stammeskultur), andererseits mit allen möglichen geheimbündlerischen und okkulten Praktiken. In Abidjan selbst findet eine Umschmelzung der Gesellschaft in einem atemberaubenden Tempo statt, und zwar auf breiterer Front als in den meisten afrikanischen Ländern: vom Busch mehr oder weniger direkt ins elektronische Zeitalter. Da nimmt es nicht wunder, daß alle Aufmerksamkeit (besonders bei den afrikanischen Eliten) auf das (materielle und gesellschaftliche) Vorankommen mit dem Fortschritt gerichtet ist und daß viele Leute aus der gleichen Schicht Halt suchen, sei es in überkommenen kultisch-religiösen Praktiken, sei es in dem, was der spätindustrielle westliche Lebenshorizont an religiösen oder pseudoreligiösen Surrogaten bietet.

Die Kirche an der Elfenbeinküste ist keine über die Maßen wachsende Kirche mehr, die nachchristliche Phase hat sie in Teilen der Bevölkerung eingeholt, bevor die Christianisierung weit fortgeschritten ist. Neophyten kommen vor allem (vgl. Interview mit Kardinal Yago, ds. Heft, S. 560) aus den über 2 Millionen Ausländern aus Burkina Faso, dem früheren Obervolta, nicht aus der hei-

mischen Bevölkerung. Die Kirche hat in der Gesellschaft des Landes insgesamt nicht die Bedeutung, die man ihr von außen zuschreibt. Man könnte in Abidjan zwar den Eindruck haben, es sei eine entfernt katholisch geprägte Stadt. Die vieldiskutierte, vom Papst auf seiner letzten Afrikareise in Eile eingeweihte gigantische, als eigenwillige Architektur eindrucksvolle St. Pauls-Kathedrale (mit Pfarrhaus, Bischofs- und Gästehaus der Erzdiözese) an herausragender Stelle im Stadtteil „Plateau“, dem zentralen Geschäftsviertel der Stadt, ist zwar zum eindeutigen, vor allem vom katholischen Staatspräsidenten gewollten Wahrzeichen Abidjans geworden. Aber sie ist *Symbol einer nicht vorhandenen Wirklichkeit*.

Im gesellschaftlichen Lebensgefüge, auch in Feldern, in denen Kirche traditionell stark ist, ist sie nur schwach vertreten: nur wenige Grund- und Mittelschulen, kaum Krankenhäuser, wenige Dispensarien. Die französische Kolonialverwaltung der 3. Republik war antiklerikal genug, um kirchliche Präsenz, soweit Kirche überhaupt mehr vermocht hätte, nicht übermäßig erstarken zu lassen. Das politische, wirtschaftliche und selbst soziale Niveau des Landes erlegt der Kirche allerdings auch keine so weitgehenden Ersatzfunktionen auf wie in Zaire, wo die Kirche nach vorübergehender Verstaatlichung nicht nur das Schulwesen (mit den anderen Religionsgemeinschaften) wieder wesentlich mitträgt und am Gesundheitsdienst stark beteiligt ist, sondern selbst beim Bau einer Brücke oder von einem Stück Straße und (über die Missionsstationen) an der Auszahlung spärlicher Renten behilflich sein muß.

Trotz viel Ernüchterndem hoffnungsvoll

Drei Länder sind, wie gesagt, nicht Afrika. Und wenige Wochen reichen nicht einmal für eine fragmentarische Information. Zwar war Gelegenheit, auch mit vielen vor allem kirchlichen Personen aus Nachbarländern zu sprechen. Aber jedes Pauschalurteil wäre deswegen nicht weniger naiv. Unter den aufgesuchten Ländern war keines mit marxistischem Regime, keines des Sahel, und die sich zuspitzende Situation im südlichen Afrika war nur gelegentlich Gesprächsgegenstand mit Afrikanern, also sehr indirekt im Blick. Aber etwas von der Vielgestaltigkeit Afrikas und seiner dringenden, vor allem kirchlichen Probleme können auch wenige Länder veranschaulichen.

Schwarzafrika ist stärker im Umbruch begriffen als jede andere Region der Dritten Welt. Nirgendwo findet sozial-kultureller Wandel abrupter statt als hier. Nirgendwo dürfte sich „Leben“ kontrastreicher abspielen als in afrikanischen Ländern, besonders dort, wo westliche Zivilisation und traditionelle Kultur am unmittelbarsten und ohne jede Abfederung aufeinandertreffen: in den Städten, vor allem in den Großstädten. Kaum irgendwo anders passiert und existiert so viel in sich Unverbundenes gleichzeitig. Der Afrikaner, besonders der arbeitende, erlebt mehrere Kontraste gleich täglich: Er kommt aus seiner Behausung vielfach ohne elektrisches Licht, Wasser und

Kanalisation, arbeitet in den modernen Verwaltungsbüros oder an komplizierten Maschinen oder dient in den Häusern der Europäer oder in denen der eigenen afrikanischen Oberschicht oder arbeitet als Landarbeiter, Saisonarbeiter etc. für die „neuen Landgrafen“, wie in Ostafrika die einheimischen Großgrundbesitzer genannt werden, oder ist dienendes Rädchen im Luxusbetrieb Welttourismus. Dies alles zu bewältigen, überfordert jeden, noch mehr den, der, erzwungen oder freiwillig aus dem Busch, aus „Village“ kommend, mitten in das Durcheinander kontrastierender Kulturen, Interessen und Systeme hineingeworfen wird. Vermutlich wird die Zukunft der Kirche, des Christentums überhaupt davon abhängen, wieweit Kirche mit christlicher Motivation in dieser immer abrupteren Übergangssituation bei den Menschen sein, ihr Leben teilen, sie begleiten kann.

Man sagt, Afrika sei ein tief religiöser Kontinent, ganz und gar von Religion durchtränkt. Sicher ist, daß der Afrikaner bisher (auch religiös) in festen Traditionen lebte und daß diese Traditionen, wie die Anhänglichkeit an das Dorf und die traditionellen Familien- und Clanstrukturen, in der ersten und auch noch zweiten Generation der verstädterten Bevölkerung nachwirken. Dies ist sogar wörtlich zu verstehen: viele Alte kehren in die Umgebung ihrer Herkunft zurück. Aber wie gesellschaftlich ist der Großteil der Bevölkerung auch religiös in einem tiefen Umbruch. Christliches mischt sich mit Heidnischem, Religiöses mit Säkularem, Afrikanisches mit Westlichem. Und wo es sich nicht vermischt, existiert es in einem christlich-friedlichen bunten Nebeneinander: da arbeitet nicht nur der „boy“ von der Heilsarmee im Haushalt eines katholischen Geistlichen, sondern ein frommer Muslim betätigt sich als Küster an einer christlichen Kirche; gelegentlich entsteht der Eindruck, die Koexistenz der vielen religiösen Gruppen nebeneinander falle leichter als das Auskommen verschiedener Clans nebeneinander.

Und trotzdem relativieren sich in der jüngeren Generation (bei Eheschließungen) die Clan- und Stammeszugehörigkeiten – und die Alten tolerieren es oder wehren sich vergeblich dagegen – selbst bei Mischehen mit Europäern. Nicht alles, was der Europäer für religiös zu halten pflegt, ist im anthropologischen Sinne religiös, sondern einfach Ausdruck eines von der Begegnung mit magischen Kräften geprägten Lebensmilieus, dem auch der verbunden, verhaftet, zugewandt bleibt, der das Milieu verläßt. Doppelte oder gar Mehrfachzugehörigkeiten (christliche Kirchen, Sekten, traditionelle Religion bzw. animistische Praktiken) sind keine Seltenheit bzw. vielfach ganz selbstverständlich.

Im übrigen findet man gerade in dem sich erst bildenden afrikanischen Bürgertum alles an Praktiken und religiösen Surrogaten, Bewegungen, Clubs und Geheimbünden, was man auch in anderen Teilen der Welt findet: von spiritistischen Zirkeln bis zur transzendentalen Meditation, von den Bhagwans bis zu den Rosenkreuzern. Und auch an Haltungen trifft man vieles europäisch Bekann-

te: von der sich selbstverwirklichenden Ordensschwester bis zur jungen Frau, die sich ein Kind ohne Mann wünscht. Und alles dies findet sich in Abwandlungen auch unter Christen und Katholiken wieder. Übrigens gibt es in vielen afrikanischen Ländern fast alles an katholischen religiösen Bewegungen, was es auch im „Westen“ gibt: von den Focolarini bis zur JOC, von den Charismatikern (die gerade vor einigen Wochen in Kinshasa ihr erstes Afrika-treffen veranstalteten) bis zum Opus Dei. Und auch die Einwände, die man gegen diese oder jene Bewegung vorbringt, klingen nicht nur bei europäischen „Afrikanern“, sondern bei den Einheimischen ähnlich. Vielleicht liegt heute die religiöse Fruchtbarkeit Afrikas innerkirchlich, ökumenisch sowie in der Gesamtbevölkerung in dieser sich allen „leichten“ Schematisierungen entziehenden Vielfalt.

Wachstum mit ernüchternden Seiten

Die Kirche selbst ist in afrikanischen Ländern *bei weitem nicht nur religiöse „Instanz“*; sie ist es das noch viel weniger als bei uns. Sie muß vieles tun und ist in vielerlei Aufgaben, da mehr, dort weniger, eingespannt. Sie muß nicht nur ihr Pfarr- und Gruppenleben sichern, ihren Verkündigungs- und katechetischen Aufgaben nachkommen, die neu sich ihr Zuwendenden wenigstens rudimentär evangelisieren: Sie muß gerade, wo es an gesellschaftlich-staatlicher Infrastrukturen fehlt, sich nicht nur die eigenen „technischen“ Infrastrukturen schaffen (das Generalsekretariat der Bischofskonferenz in Zaire verfügt z. B. über eine eigene Verkehrsabteilung und hält den Kontakt mit den einzelnen Diözesen per Funkverkehr, während manche blühende Pfarrei in Kinshasa durchaus noch ohne Telefon auskommen muß), Kirchen sind zugleich Entwicklungs- und Pfarreien nicht selten zugleich Versorgungsunternehmen. Die vielen Aufgaben haben ihr Gutes dort, wo Kirche dadurch das Leben mit und in der Bevölkerung teilt. Sie werden zum Problem, insofern sie auf den verschiedenen Ebenen und in verschiedenen Sektoren (Diözesen, Missionsgesellschaften, nationale Sekretariate) viel Selbstverwaltungsarbeit notwendig machen und so der Apparat größer wird, als es Kirche und Seelsorge gut tut. Über Bürokratisierung klagen in Afrika auch Leute, die selbst in den kirchlichen Apparaten arbeiten. Aus Verwaltung kann auch in Afrika leicht Selbstzufriedenheit werden, zumal wenn sie mit einer sehr hierarchischen, durch afrikanisches „Chef“- (Häuptlings-) Denken verstärkten Amtsauffassung gekoppelt ist.

Und manche anderen erfreulichen Wachstumszeichen haben in Afrika ebenfalls ihre *ernüchternden Seiten*. Da die Kirche eine gefragte (und manchmal gerade deswegen – wie in Zaire – nur widerwillig geduldete) gesellschaftliche Instanz (und Macht ist), ist sie so für manche auch die natürliche Stufenleiter sozialen Aufstiegs: in der Kirche kann man etwas werden und ist als Kleriker oder als Schwester zugleich versorgt. Es gibt zwar Afrikaner, die argumentieren, daß Priesterwerden (schon wegen des Zölibats) so gegen den Strich afrikanischer Tradition gehe,

daß der Kandidat sich erst gegen die eigene Familie durchsetzen müsse und deshalb wisse, was er tue. Aber es gibt auch Priestererzieher, die über die „Explosion von Berufungen“ nicht glücklich sind und davor warnen, zu sehr auf Quantität ohne viel Rücksicht auf Qualität zu setzen.

Jahr	Einwohner	Katholiken	%
1972	259 709 000	41 746 000	11,6
1974	378 935 000	44 135 000	11,6
1976	400 957 000	48 538 000	12,1
1978	422 738 000	52 508 000	12,4
1980	456 585 000	56 531 000	12,4
1982	482 056 000	60 543 000	12,6
1984	518 540 000	66 063 000	12,7

Quellen: Annuarium statisticum Ecclesiae 1972–1984

Die eher herausgehobene Stellung des Priesters entspricht durchaus afrikanischer Tradition und gegenwärtigem Aufstiegsdenken. Und die Zugehörigkeit zu einer Schwesternkongregation – autochthonen oder europäischen – mit den entsprechenden Ausbildungsmöglichkeiten ist durchaus eine willkommene Form von „human and social promotion“. Afrikanische Länder sind gewiß Anlaß zu manch berechtigter Hoffnung. Aber Afrika mit Kirche der Zukunft gleichzusetzen („Reise in die Zukunft“ titulierte ausgerechnet die „Welt“ einen Kommentar zur letzten Afrikareise Johannes Pauls II.), wäre sehr euphorisch. Die Durchdringung der Lebensverhältnisse hat in Afrika für die Kirche auch dort Grenzen, wo diese stark ist. Ein einfaches Beispiel: der Anteil der Protestanten am Schulwesen Zaires (nach der Rückgabe des größeren Teils des Schulwesens an die Kirchen) ist im Verhältnis zu deren Anteil an der Gesamtbevölkerung wesentlich größer als der der Katholiken (Zahl der Schulen 1983/84: katholische Schulen 2 270 474, protestantische 1 319 714; Zahl der Lehrer: katholisch 92 486, protestantisch 65 408; zum Vergleich nochmals: Katholikenanteil 43, Protestantenanteil ca. 20 Prozent). Bei uns wird es aber meist so dargestellt, als würde das Schulwesen dort fast völlig von der katholischen Schule beherrscht.

Jahr	Priester	Schwestern	Katechisten
1978	15 982	33 687	88 612
1980	17 122	35 569	132 578
1982	17 578	36 156	156 564
1984	17 402	36 983	172 132

Quelle: Annuarium statisticum Ecclesiae 1983

Grenzen werden auch in anderer Weise sichtbar: Wo es viele Neubekehrungen gibt, stellt sich die Frage nach der *Vertiefung*. In Afrika kann man heute immer wieder eine Warnung hören, was man in den 50er und 60er Jahren der Kirche in Lateinamerika als geschichtliches Versagen vor-

geworfen hat: sakramentalisiert, nicht genügend evangelisiert. Nicht genügend evangelisiert kann heißen, den christlichen Glauben nicht tief genug vermittelt oder nicht so eingepflanzt (inkulturiert) zu haben, daß der Afrikaner mit seinem Selbstverständnis als Mensch darin leben kann. Es kann aber auch bedeuten, daß das nötige sozial-ethische Training in der Verkündigung und der Schulung von Laien zu kurz gekommen ist. Von vielen (afrikanischen) Gesprächspartnern wurde beklagt: die Kirche trage, gemessen an ihren Möglichkeiten, zwar viel zur sozial-ökonomischen Entwicklung bei, aber kirchliche Soziallehre werde kaum umgesetzt. Ein bekannter afrikanischer Moraltheologe meinte, sie käme zwar in der theologischen Ausbildung vor, bleibe aber „une affaire des clercs“. Es sei noch lange nicht genügend Sensibilität da, um die enorme Bedeutung einer soliden sozial-ethischen Schulung von Laien zu begreifen und deren Verantwortung für die noch in der Phase der Staatsbildung (nation building) befindlichen Gemeinwesenarbeit zu stärken.

Das Beispiel Zaire führte von selbst immer wieder zur Frage, was denn die katholische Schule speziell auf die ethische Formung von Eliten für einen Einfluß habe. Hat sich da der ganze schulische Aufwand gelohnt? Ein Jesuitenoberer, sowohl im frankophonen wie im anglophonen Afrika zu Hause, fragte lakonisch zurück: Sollten wir deswegen die Schulen anderen überlassen, damit sie „indoktrinieren“. Man würde die Möglichkeiten der kirchlichen Schulen bei der Heranbildung von eigenständig handelnden Laieneliten überschätzen, wollte man sie für das verantwortlich machen, was heute am Sinn für das Gemeinwohl abgeht. Sie konnten die Anforderungen von heute nicht voraussehen. Aber sie bauten doch auf der Illusion auf, religiöse Erziehung im christlichen Sinne – so fremd das europäische Christentum Afrikanern auch bleiben möge – schaffe auch schon den „guten“ Menschen, den verantwortlichen Staatsbürger. Es gibt Anzeichen, daß diese brüchige Hoffnung in neuen Formen wiederkehrt.

Schlüsselement Basisgemeinschaften

Eine lange Unterhaltung mit einem sehr vielseitig versierten Franziskaner-Theologen über afrikanische Theologie endete bei einem Vergleich afrikanische Theologie (als Inkulturationstheologie) – Theologie der Befreiung. Er warf der Theologie der Befreiung vor, sie betone einseitig die Sozialnatur des Menschen, afrikanische Theologie denke ganzheitlicher, indem sie bei den kulturellen Ausdrucksformen seines Daseins in Raum und Zeit und damit anthropologisch tiefer ansetze (vgl. dazu die Aussagen von Kardinal Malula S. 565). Dies scheint die bewußt sich afrikanisch verstehende Theologie der Theologie der Befreiung tatsächlich vorauszuhaben. Auf die Frage, ob denn afrikanische Theologie im Gegensatz zur Befreiungstheologie nicht gerade die soziale Dimension vernachlässige, meinte er, das sei eine politische Fragestellung und gehe an Afrikas Realitäten vorbei. Auch damit dürfte er recht gehabt haben.

Aber andere bestätigten den Eindruck: man denke zu sehr „religiös“ und kulturell und vernachlässige die gesellschaftlichen Zusammenhänge. Dies sei um so prekärer, als die im ganzen zu Recht gelobte, im Rahmen des „Clans“, der famille élargie praktizierte Solidarität nicht von selbst in die größere Gemeinwesen-solidarität übergeht. Gerade in Afrika bedürfe es der Einübung in eine „zweite Solidarität“, die die öffentlichen, auch staatlichen Belange als Gemeinwesenveranstaltung bei Regierenden und Regierten einschließt.

Schlüsselement auf Zukunft hin dürften diesbezüglich die Basisgemeinden bzw. „Kleinen Gemeinschaften“ werden. Diese gibt es in afrikanischen Ländern zwar in unterschiedlichsten Formen (als Untergliederungen von Großpfarreien, als Gruppenbildungen, clanbezogen oder aus Angehörigen verschiedener Ethnien im städtischen Bereich) zusammengesetzt. Aber sie beginnen sich mehr und mehr zu verbreiten, sind in den Ländern Ostafrikas, ohne überall verwirklicht zu sein, offiziell von den Bischöfen zur Grundlage kirchenamtlicher Pastoralstrategien erklärt worden. Noch sind sie weitgehend Gebets- und religiöse Bildungsgemeinschaften. Da und dort dienen sie bereits einer erweiterten Bewußtseinsbildung, werden zu Zellen gegenseitiger praktischer Hilfe, in denen über die traditionellen afrikanischen Solidaritätsstrukturen hinaus Solidarität praktiziert und eingeübt wird, wie sie die neue Lebenslage in einer industriell-urbanen Umgebung verlangt. Noch ist gerade dort, wo am meisten um afrikanische Authentizität gerungen wird, nicht klar, ob man sich auf den religiös-kulturellen Korridor beschränkt oder sich aus Verantwortung für die Menschen, die Gesellschaft, wie sie im Werden ist, als Herausforderung an die Verantwortung der Christen annimmt.

Die Kirche befindet sich wie die Staaten Schwarzafrikas in der ersten nachkolonialen Phase. Daß in dieser Phase viele empfindlich auf alles reagieren, was nach Import kolonialer oder neokolonialer Komplizenschaft, nach alter oder neuer Überfremdung aussieht, ist mehr als verständlich. Der Wunsch nach mehr Eigenständigkeit richtet sich auch – in dem katholisch scheinbar so selbstbewußten Zaire – in keiner Weise gegen Rom, trotz gelegentlicher Kritik, sondern eher an die Adresse der „Westler“ und „Europäer“. Dreimal insistierte ein in Zaire gewiß nicht einflußloser Abbé: die Kirche in Europa verstehe es nicht, die junge Kirche Afrikas neben sich gelten zu lassen. Es sei zwar verständlich, daß das erste Kind in einer Familie eifersüchtig werde, wenn ein zweites Kind komme, aber gut sei das nicht. Auf die Frage, ob er damit nicht auch „Rom“ meinte, verneinte er entschieden. Der Stuhl Petri habe selbstverständlich seinen Einheitsdienst wahrzunehmen.

In der Wirklichkeit Afrikas scheinen sich kirchlich gegenwärtig *drei Perspektiven* zu überkreuzen: Das Bedürfnis, nach einer Periode kolonialer Entfremdung, in die auch die christliche Mission hineinverstrickt war und deren Folgen Afrikaner heute noch „im eigenen Fleisch“ spüren, kulturell sich wieder selbst zu finden, ist fest verankert.

Der gesellschaftlich-kulturelle Umbruch, der neue Lebenswirklichkeiten schafft, verbietet es, Afrikas Authentizität einfach in der vorkolonialen Kultur bzw. in den tradierten afrikanischen Werten *allein* zu suchen, und ist nicht minder bedrängend. Die nicht zu leugnenden, auch inneren Abhängigkeiten von Rom – ein weiser Tansanier mit langer Romerfahrung sprach vom „Rom in uns“ – und von den europäischen „Mutterkirchen“ eingepflanzten Missionsstrukturen wirken fort.

Diese Abhängigkeiten sind nach wie vor stärker, als gelegentlich vermutet wird, und ausgeprägter, als man vielfach wahrhaben will. Immer wieder stößt man auf kircheninterne Parallelstrukturen mit Doppelbesetzungen: da ein afrikanischer Institutsleiter mit einem europäischen Ordensmann als „Überdirektor“, dort ein afrikanischer Chefredakteur mit einem Europäer als Herausgeber und eigentlichem Chef. Und sieht man die Klerusstatistik einzelner Länder durch, dann stellt sich heraus, daß zwar der Episkopat weitestgehend afrikanisiert ist, aber der afrikanische Klerus noch überall eine Minderheit ist (Beispiel Zaire: Gesamtpriesterzahl 2550; davon einheimische etwa 850).

Diese Relation wird besonders problematisch, wenn man bedenkt, daß die vielen Ordens- und Missionsgesellschaften in Europa praktisch ohne Nachwuchs sind. Dieses „gap“ kann durch die erfreuliche Nachwuchssituation in afrikanischen Ländern gar nicht rasch genug aufgefangen bzw. geschlossen werden. Das Ende der europäischen Mission kommt *so* noch zu früh. Man muß hinzufügen: (auch) weil sich die Gesamtkirche und die Missionsgesellschaften zu spät darauf eingestellt haben. Nun suchen die meisten von ihnen eine Fortsetzung, indem sie afrikanische Studenten und Novizen aufnehmen. Dies wiederum kann zur Fortsetzung der alten Missionsstrukturen, jetzt nicht nur auf afrikanischem Boden, sondern auch mit afrikanischem Personal führen.

Das Problem Integration Weltklerus-Ordens-(Missions-)Klerus bleibt also auf der Grundlage eines anteilmäßig geringen Diözesanklerus erhalten. Ob dies ortskirchlicher Eigenständigkeit und einer „integrierten“ Pastoral gut tut? (vgl. die Antwort von Kardinal Malula S. 567). Es bliebe dann wohl bei einer gespaltenen Eigenständigkeit: die alten Abhängigkeiten bestünden in neuer Form weiter. Und wie ist es, wenn aus Europa nur noch Geld und kein Personal mehr kommt?

Was ist in Afrika Inkulturation?

In fast allen zur Zeit veröffentlichten Dokumenten, Erklärungen, theologischen Beiträgen und Gesprächen ist *Inkulturation* das *Leitthema*. Was darunter verstanden wird, läßt sich leichter umschreiben als klar definieren. Jedenfalls gehört dreierlei dazu: die Ausprägung einer mit den örtlichen sozialen und kulturellen Gegebenheiten übereinstimmenden Kirchlichkeit (Liturgie und Gemeinleben sind zentraler Ausdruck dafür); eine angemessene, in praktisches Handeln umsetzbare Reflexion

darüber, wie die Welt, das Milieu, die Lebensverhältnisse auszusehen haben, in die inkulturiert, Christentum inkarniert (der Ausdruck wird wenigstens ebenso häufig verwendet) werden soll, und – als Forderung – die Möglichkeit, in einer gewissen Eigenständigkeit, ohne enge zentralkirchliche Vorgaben auf eigenem Terrain entscheiden zu können, wie dies zu realisieren ist. Das letzte ist – in den Augen vieler Afrikaner – die wichtigste Vorbedingung, damit Inkulturation überhaupt in Gang kommt. Die Lösung des ortskirchlichen Lebens von der weitgehend auf dem Ordensklerus und den Missionsgesellschaften beruhenden Missionskirche gehört zu dieser Voraussetzung. Sie ist, soweit sie gelingt, selbst ein Akt der Inkulturation. Darüber ist man sich im Prinzip auch einig.

Weniger einig sind sich viele darüber, woraufhin Kirche inkulturiert werden, worin Kirche in Afrika gegenwärtig einheimisch werden soll: in der ererbten traditionellen Stammeskultur, in der man wieder seine kulturelle Identität zu finden glaubt? Oder muß die Kirche nicht in erster Linie in der afrikanischen Gesellschaft heimisch werden, wie sie sich jetzt entwickelt, indem sie sich ihren Herausforderungen stellt? Darüber wird mehr oder weniger offen gestritten. Gelingen wird im gegenwärtigen Afrika Inkulturation nur, wenn beides bedacht wird: die Gesellschaft im Umbruch und die traditionelle Kultur, insoweit sie fortwirkt, aber letztere nicht getrennt von ersterer.

Von daher kann man sich fragen, ob – sieht man Afrika als *kulturelle Wirklichkeit in Bewegung* – Ehe- und Familienfragen in der Perspektive, in der sie zentralkirchlich auch vom Papst auf seinen Reisen besonders angesprochen werden, die wirklich wichtigen sind. Die Ausführungen des Papstes über Polygamie während seiner letzten Afrikareise wurden besonders in Kenia nicht ohne Hintergedanken und Kopfschütteln kommentiert. Innerhalb gewisser Stammestraktionen erscheint sie vielen, auch Theologen, als vertretbar, weil so Frauen und Kinder am besten geschützt seien (im Falle z. B. daß jemand die Frau des verstorbenen Bruders zu sich nimmt), innerhalb der städtischen Zivilisation sei sie aber schon aus wirtschaftlichen Gründen kaum für die Zukunft geeignet. Auch Ehe und Familie können in Afrika in recht unterschiedlichen Perspektiven gesehen werden. Die Kirche tut sich schwer, die stufenweise Eheschließung nach Stammesbrauch zu akzeptieren. Inzwischen aber ist bereits eine andere Stufung Gewohnheit geworden: *mariage coutumier* (Heirat nach Stammesbrauch), einige Zeit später die Zivilehe und erst in fortgeschrittenem Alter die kirchliche Trauung. Vermutlich liegt in dieser afrikanischen Variante des Bindungsverhaltens die eigentliche eheethische Herausforderung. In der offenen Behandlung dieses Problems sind z.T. vor römischem Hintergrund afrikanische Episkopate nicht weniger ängstlich als europäische. Die Art der Behandlung des Familienthemas in Nairobi auf dem Eucharistischen Weltkongreß war nicht untypisch dafür.

Der katholischen Kirche und dem Christentum insgesamt wird in Afrika eine große Zukunft vorausgesagt. Die Zahl

der Katholiken (und der Christen insgesamt) wächst schneller als die Gesamtbevölkerung. Die Katholiken sind mit 12,7 Prozent die zweitgrößte Religionsgemeinschaft auf dem Kontinent nach dem Islam mit 44 Prozent. Gerade die armen Schichten der Bevölkerung wenden sich der Kirche zu. Und die Kirche tut eine Menge, nicht nur für die Seel-, sondern auch für die Leibsorge. Sie braucht sich als Trägerin von Menschlichkeit gerade in Afrika nicht zu verstecken, auch wenn gelegentlich der Eindruck entsteht, gerade wo sie viel Einfluß hat, entferne sie sich wieder von den Menschen, werde mehr Machtfaktor und weniger geistliche Kraft, gerade weil sie in so vielen – zu vielen – Bereichen aktiv sein muß. Aber Afrika in naher Zukunft ein christlicher, gar katholischer Kontinent?

Drei religiöse Kräfte im Wettstreit

Sicher ist nur eines: daß die traditionellen Religionen Afrikas zwar noch in der Bevölkerung verankert sind und noch lange und auf vielfältigste Weise auch unter Christen nachwirken werden. Um die Zukunft des Kontinents scheinen aber im wesentlichen drei religiöse Kräfte zu ringen: die christlichen Kirchen mit den Katholiken als stärkster Kraft, die „unabhängigen“ Kirchen und Sekten, der Islam. Noch ist nicht ausgemacht, wem von den dreien die Zukunft in Afrika am meisten gehören wird. Die Sekten

Islam in Afrika (1980)		
	Gesamtafrika	Schwarzafrika
Gesamtbevölkerung	435 250 000	349 878 000
Muslime	190 892 000	109 872 310
In Prozent der Gesamtbevölkerung	44 %	31,4 %
Quelle: Musulman Africain (INADES)		

sind das im Grund am schwersten einzuschätzende Element. Sie sind überall (vor allem in den Städten) und fallen doch nicht auf. Die Statistik sagt über sie nichts aus; die Zugehörigkeiten (s. o.) sind fließend. Viele katholische Bischöfe, gerade afrikanische, übersehen sie souverän. Sie sind von labiler Konstitution, fallen mehr durch ihre Vielfalt als durch ihre Größe auf. Und dennoch scheinen sie gerade so afrikanischem Seelenleben in so manchem näher zu sein als die Großkirchen und verstehen es problemloser, afrikanische Hoffnungen mit christlichen zu verbinden, Heil und Heilung – auch im medizinischen Sinne – zusammenzubringen. Eine therapeutische Kraft Afrikas nannte sie ein afrikanischer Theologe.

Der Islam ist nicht nur mächtig und militant nördlich und östlich der Sahahra. Man stößt auch noch weit südlich auf Spuren seines Einflusses, selbst in Zaire, wo Muslime nur ein Prozent der Bevölkerung ausmachen, der Staat Mobutus es aber ganz gerne sieht, daß der Islam sich als „Viertes Netz“ im nichtstaatlichen Schulwesen ein wenig

ausbreitet, damit der Einfluß der christlichen Kirchen nicht zum Monopol wird. Doch dies mögen zu vernachlässigende Vorgänge am Rande sein. In Ländern mit starkem islamischem Bevölkerungsteil werden die Verhältnisse bereits gespannter. Der politische und religiöse Einfluß des Islam ist dort im Wachsen. Selbst wo die katholische Kirche durch Personen in der Staatsführung oder als Institution stark ist, kann allein ein Machtwechsel schon so manches ändern. Im Senegal herrscht unter Abdo Diouf politisch bereits ein sehr viel muslimischeres Klima als unter dem Katholiken Senghor. An der Elfenbeinküste dürfte es unter einem Nachfolger Houphouët-Boignys einmal ähnlich werden. Afrikanische Häuser sind rasch verwohnt, die schönsten Kathedralen und „katholischsten“ Denkmäler verkommen da rasch, wenn politische Regime dies wollen. Und wie sagte ein Europäer mit langer Afrika- und Islamerfahrung: Es ist so leicht, Muslim zu werden, und so schwer, Christ zu sein ...

Schwer zu beurteilen ist auch, welches Gewicht das ökumenische Miteinander der christlichen Kirchen und Gemeinschaften in der Zukunft des Kontinents erhält. Gegenwärtig ist auch diesbezüglich die Situation sehr verschieden. Und es ist nicht immer so, daß dort, wo die Christen konfessionell stark gemischt sind, die zwischenkirchlichen Beziehungen am engsten sind. Oft ist es offiziell mehr Koexistenz als Miteinander. Im Falle des Eucharistischen Kongresses mußte sogar Rom ein wenig nachhelfen, damit die örtliche Hierarchie etwas deutlichere ökumenische Akzente setzte. Der Gesamteindruck: informell geht zwischen den Kirchen und vor allem den Christen verschiedener Konfession, vieles, formell nicht allzuviel.

Wieweit das Christentum, speziell das katholische, dennoch die Zukunft Afrikas bestimmt, wird nicht zuletzt davon abhängen, wie sehr es als Glaubensmacht im Übergang zu neuen Lebens-, Gesellschafts- und Staatsformen nicht nur religiös und caritativ helfend anzusprechen, sondern in dem kräfteverzehrenden sozialen Umbruch verantwortliche Menschen zu formen versteht und so die Lebensverhältnisse eines gewandelten Kontinents prägen kann. Noch scheint man sich zu sehr auf die Religiosität des Afrikaners und seine traditionelle Kultur verlassen zu wollen. Noch meinen zu viele, die das Freiheits- und Gerechtigkeitsniveau bestimmenden sozial- und politischen Strukturen als „Äußeres“ vernachlässigen zu dürfen. Die Versuchung dazu ist um so größer, als man eigentlich nur so, begrenzt auf „Religion“ und Entwicklungshilfe, von den verschiedenen politischen Regimen unbehelligt als Kirche arbeiten kann. Und dennoch könnte dies in so manchem afrikanischen Land zur zweiten großen Illusion werden, nachdem die Missionare der Kolonialzeit geglaubt hatten, es genüge, die afrikanischen „Kinder“ „religiös“ zu Christen zu machen, bis sie dann im Prozeß des Unabhängigwerdens von Verhältnissen überrollt wurden, in denen sehr viel profanere, aber nicht weniger christliche Eigenschaften gefordert sind: Solidarität, Zielstrebigkeit, Gemeinsinn. David Seeber